

3. DIE FRAGE NACH DER ZUSAMMENSETZUNG KOMPLEXER GEFÜHLE

Das angemessene Resultat der bislang betriebenen Bemühungen kann natürlich keinesfalls sein, sozusagen im Vorbeigehen eine weitere, neue Emotionstheorie in die Welt zu setzen. Immerhin sei angemerkt, daß mir das hier gewählte Vorgehen dabei im Grundsatz nicht weniger geeignet erschiene als z. B. auf der Grundlage nicht weiter explizierter Vorannahmen empirische Daten der einen oder andern Art zu erheben und sodann einige (bestätigte) Hypothesen flugs zur Emotionstheorie zu verabsolutieren. In der Geschichte der Psychologie (und benachbarter Disziplinen) sind mittlerweile denn doch einige Untersuchungen zum Gefühl zusammengekommen; auch in dem enger umrissenen Bereich »klassischer« (also fortlaufend tradierter) Entwürfe findet sich Material genug, um Bücher darüber zu schreiben. Auf der Grundlage von Überlegungen zum Gegenstand, zur Frage also, was alles als Gefühl gelten soll und was nicht, sich möglichst sorgfältig in der Vielfalt der bestehenden Entwürfe umzusehen, dabei systematisch das Feld ganz unterschiedlicher Entwürfe abgrasend – und währenddessen immerzu das Gegenstandsverständnis weiterzuentwickeln, welches umgekehrt wiederum bei der Auseinandersetzung mit den Theorien als unschätzbares Werkzeug eingesetzt werden darf –, scheint mir in der Tat kein schlechteres Vorgehen, falls man auf eine weitere Emotionstheorie ziele, als jede Adrenalin-Injektion nochmal selbst zu setzen. (Womit natürlich auch angedeutet ist, warum es in der vorliegenden Arbeit nicht im geringsten um Ähnliches gehen kann: Drei Emotionstheorien des späten 19. Jahrhunderts wären eine viel zu schwächliche »Datenbasis« für eine solche »Metatheorie«.)

»Direkte« oder »unmittelbare« Ergebnisse im Zusammenhang mit der begrifflichen Klärung von »Gefühl« oder den historisch-kritischen Rekonstruktionen klassischer Theorien scheinen mittlerweile in hinreichender Menge zusammengetragen: Die Frage, was damit wohl anzufangen wäre, rückt in den Vordergrund. Ich möchte mich im weiteren auf einen eng umrissenen Aspekt der vorstehenden Darlegungen beschränken, der in unterschiedlichsten Kontexten immer wieder auftauchte und inzwischen als eine der zentralen Fragen unserer Überlegungen (und derer Darwins,

Wundts und James') gelten darf: Auf welche Weise sollen wir uns die Zusammensetzung komplexer (oder zusammengesetzter) Gefühle denken? Wie bilden die Bestandteile eines solchen Gefühls eine neue, übergeordnete und dabei als etwas eigenständiges erkenn- und beschreibbare Einheit (eben ein bestimmtes Gefühl)?

Um in dieser Frage vielleicht ein kleines Stück weiter zu kommen, möchte ich in aller Vorsicht zwei Vorschläge unterbreiten: Für die (psychische) Bildung eines Ganzen aus Teilen und Elementen gibt es ja – so abstrakt formuliert – einige Denkmuster (und damit Vorlagen) innerhalb der Psychologie; mein Vorschlag besteht darin, zwei geeignete auszuwählen und eine solche Bildung im Falle der Gefühle *analog* zu denken entweder zur Gestaltbildung¹ oder zur Bildung einer Erzählung. Um diese Vorschläge zu entfalten, werde ich zunächst einige zentrale Punkte gestaltpsychologischer wie erzähltheoretischer Ansätze rekapitulieren. Solche (idealtypisch konturierten) zentralen Punkte werden sodann mit Hilfe von Beispielen in Zusammenhang mit dem Gefühl gebracht und dort entfaltet, ihre Angemessenheit begründet.

Ich bin mir bewußt, daß ich hierbei ein stark vereinfachtes Bild gestaltpsychologischer wie erzähltheoretischer Überlegungen zeichne, welches weder den einen noch den anderen wirklich gerecht werden kann. Es geht mir zunächst um einen tastenden Versuch, für den ich diejenigen Aspekte der beiden genannten Forschungs- und Theoriebildungsfelder herausgreife, die mir für meine Zwecke nützlich erscheinen – nicht aber um eine Darstellung oder Rekonstruktion der dortigen Auffassungen und Entwicklungen, ihrer eigenen Logik folgend. Es geht demnach um das vorsichtige Ausloten einer Möglichkeit und (im vorliegenden Rahmen noch) nicht um ein breit angelegtes und gut gesichertes Unternehmen. Es wird also abschließend, um es mit einer recht kriegesischen Metapher zu sagen, eher darum gehen, wie ein kleiner Spähtrupp mit einfachsten Mitteln zurechtkommt, als um das Ausrüsten und In-Marsch-Setzen einer Invasionarmee.

-
- 1 Die Gestaltbildung als einen in der Gestaltpsychologie untersuchten Prozeß heranzuziehen bietet sich aufgrund sachlicher Überlegungen an; die Tatsache, daß sich die Gestaltpsychologie nicht zuletzt gerade gegen Wundt – dem wir mehr noch als Darwin und James die Frage nach der Zusammensetzung komplexer Gefühle verdanken – und sein »analytisches Verfahren« gewandt hat, ändert daran nichts. Wie angemerkt, nimmt Wundt ja selbst ein Stück weit die Gestaltpsychologie vorweg (vgl. S. 206, Fußnote 37; Herrmann 1996), auch wenn er sich dann nicht mit ihr anfreunden kann. Ich bin mir also durchaus im klaren darüber, daß ich in gewisser Weise eine Wundtsche Fragestellung mit Mitteln bearbeite, die Wundt vielleicht abgelehnt hätte (eine Fragestellung allerdings, die er selbst nicht weiter bearbeitet hat). Mitunter kann es ja hilfreich sein und Einsichten mit sich bringen, »gegen den Strich« zu bürsten.

3.1 Gestaltpsychologie

In der Gestaltpsychologie, deren Beginn man meist mit der Schrift »Ueber Gestaltqualitäten« von Christian von Ehrenfels (1890) setzt, lassen sich unterschiedliche Schulen benennen sowie je unterschiedliche, »initiale« oder besonders wichtige Schriften (und Experimente) heranziehen. Allerdings wird in psychologiegeschichtlichen Abrissen kaum je der Hinweis vergessen, daß sich ganzheitliches und gestalthaftes Denken bereits in den vorangegangenen Seelenlehren finden läßt, die Gestaltpsychologie demnach »ein jahrhundertealtes (ausgesprochenes oder nicht ausgesprochenes) Postulat der meisten Seelendenker« wieder aufnimmt (Hehlmann 1967, S. 300; vgl. auch Lück 1996a, S. 70; Wertheimer 1971, S. 166; Rechten 1984, S. 88 f.). Für meine Zwecke bietet sich insbesondere die Bezugnahme auf die sogenannte Berliner (oder: Frankfurter/-Berliner; vgl. Lück 1996a, S. 72) Schule der Gestaltpsychologie an, die ihre Forschungen (zunächst) vor allem auf dem Feld der Wahrnehmungen anstellte. Es ist natürlich kein Zufall, daß Fragestellungen im Zusammenhang mit der Wahrnehmung eine so wichtige Rolle in den Untersuchungen der frühen Gestaltpsychologen spielten. Der Sohn Max Wertheimers, Michael Wertheimer, behauptet in seiner »kurzen Geschichte der Psychologie« sogar, »der Hauptgrund, weshalb die frühen Gestaltpsychologen ihre systematischen Publikationen auf die Wahrnehmung konzentrierten, war ein Zug der Zeit: die Psychologie Wundts, gegen die die Gestaltpsychologen rebellierten, stützte sich fast ausschließlich auf Studien über Sinnesempfindung und Wahrnehmung. So wählten die Gestaltpsychologen die Wahrnehmung als Schlachtfeld, um Wundt in seiner eigenen Hochburg anzugreifen – den Prozessen der Empfindung und Wahrnehmung« (1971, S. 167). Ob wir in den historischen Hinterlassenschaften der Gestaltpsychologie – eben den vielfältigen wahrnehmungspsychologischen Untersuchungen – tatsächlich die Spuren eines kühl ausbaldowernten Schlachtplanes vor uns haben, darf bezweifelt werden; plausibler scheint vielmehr, daß Wahrnehmungen damals nach dem Aufschwung und den Erfolgen der Psychophysik ganz allgemein ein (immer noch) hochaktuelles und spannendes Forschungsfeld gewesen sein dürften, das Wertheimer nicht weniger interessierte als Wundt.²

-
- 2 Daß die Sicherheit des Urteilens wohl keine vererbte Eigenschaft darstellt – nachdem immer wieder mal die endlich gefundenen Gene für Aggression oder Homosexualität durch den Blätterwald rauschen, weiß man ja nie, welche Entdeckung in den Labors als nächstes ansteht (und schon prophylaktisch in ihre Schranken gewiesen gehört) –, macht zudem folgende Passage in Michael Wertheimers Psychologiegeschichte deutlich, die ich den Lesern nicht vor-

Der Einsatz für die Berliner Schule wird gerne mit Max Wertheimers Veröffentlichung über das sog. »Phi-Phänomen« (1912) gegeben: Eine Studie über das Sehen von (scheinbaren) Bewegungen, das sich »bei tachistoskopischer Exposition zweier sukzessiver ruhender Reize« (ebd., S. 166) einstellt. Bald entwickelte sich eine Vielzahl von Untersuchungen und eine große Zahl von Gestaltgesetzen (über hundert) im Bereich der Wahrnehmung wurde aufgestellt: etwa das Gesetz der Nähe, das Gesetz der guten Gestalt, der Ähnlichkeit, um an einige der bekanntesten zu erinnern (vgl. Wertheimer 1923, Metzger 1975). Eine Reihe von sog. »optischen Täuschungen« läßt sich mit ihrer Hilfe erklären (z. B. die Müller-Lyersche).³ Sehr bekannt geworden sind außerdem Köhlers (1963) Versuche mit Schimpansen auf der von ihm geleiteten Anthropoiden-Station auf Teneriffa, von denen auch der eine oder andere auf Film festgehalten wurde. Die Affen mußten dabei Aufgaben lösen – oder genauer, sie konnten nicht an von ihnen begehrte Früchte gelangen, ohne Hilfsmittel in bestimmter Weise zu benutzen: z. B. Holzkisten aufeinanderzustapeln, um eine hochhängende Banane zu erreichen, oder hohle Stöcke unterschiedlichen Durchmessers ineinanderzustecken, um mit einer dann hinreichend langen Stange eine Banane von weit außerhalb des Käfigs in Griffreichweite zu bugsieren. Auf den Filmen ist eindrucksvoll festgehalten, wie die Affen hierbei anscheinend plan- und wahllos »herumprobieren«, mitunter unterbrochen von Pausen, bis in einem »günstigen« Moment (für den sich in der Alltagssprache die Bezeichnung »Aha-Erlebnis« verbreitet hat) die Lösung schlagartig erkannt und in die

enthalten möchte. Sie lädt nicht nur zu Spekulationen darüber ein, welche Rolle der Name Wundts im Hause Wertheimer gespielt haben könnte (zumindest im Kinderzimmer), sie eignet sich auch trefflich zum Aufweis und zur Diskussion gewisser Mechanismen der Bildung von Geschichte, insbesondere wenn man sie mit anderen Zitaten garniert, in denen Wundt als letzter Universalgelehrter, als Leibniz oder Newton des 19. Jahrhunderts gefeiert wird. »Wie verschiedene [allerdings ungenannt bleibende, A. K.] Historiker bemerkt haben, zeigt die Geschichte seines Studiums ebenso wie seine späteren Werke, daß Wundt kein wirklich hochintelligenter Geist war. Aber er arbeitete hart und nützte alle seine Fähigkeiten voll aus. Seine Karriere zeigt, was eine starke Motivierung und ein ausgezeichnetes Gedächtnis in Verbindung mit einem adäquaten, aber wahrscheinlich nicht außergewöhnlichen Intellekt erreichen können« (Wertheimer 1971, S. 88).

- 3 Für solche Spezifika menschlicher Wahrnehmung ist die Bezeichnung »optische Täuschung« ja ein unangemessen diskreditierender Begriff. Dieselben Besonderheiten der Wahrnehmung, die in Einzelfällen und (oft) konstruierten Exempeln ein »fehlerhaftes« Bild zeichnen, sind in den ungleich zahlreicheren Normalfällen dafür verantwortlich, daß mit allen Feinessen der Informatik und Sensorik auf den Weg geschickte Automaten noch immer einem Kindergartenkind unterlegen sind, wenn es bspw. unregelmäßig geformte Stücke in unterschiedlicher Lage auf einem Fließband zu erkennen und sortieren gilt.

Tat umgesetzt zu werden scheint. Dieser »günstige« Moment zeichnet sich nach gestaltpsychologischer Auffassung dadurch aus, daß alle relevanten Elemente der Lösung im Wahrnehmungsfeld vorhanden sind – also das »Ziel«, die »Werkzeuge« und ein sie verbindendes Tun – und plötzlich als eine Gestalt »erkannt« werden. Daß genau genommen eben nicht allein Ziel und Hilfsmittel, wie gelegentlich zu lesen ist, zusammen eine solche Gestalt bilden, sondern die instrumentelle Handlung, die sich um sie dreht und sich ihrer bedient, insgesamt eine Gestalt ist, zeigt sich schon bei näherer Betrachtung der verwendeten Begriffe: »Ziel« und »Hilfsmittel« sind ja keine bloßen Bezeichnungen wie »Banane« oder »Stock«, sondern verweisen auf eine solche Handlung, von der sie nicht zu isolieren sind. In Köhlers Arbeiten (und vergleichbaren) findet der Gestaltbegriff bereits über das enge Feld der Wahrnehmung hinaus eine nützliche Verwendung, indem er auf Handlungen bezogen wird. Lewins Konzeption einer topologischen Psychologie (oder Feldtheorie) schließlich läßt sich als eine noch weitergehende Übertragung des Gestaltbegriffs auffassen, der hier den ganzen »Lebensraum« eines Menschen umfaßt, und damit (indirekt) nicht nur dessen Geschichte, sondern auch andere Menschen und zwischenmenschliche Beziehungen (vgl. Lewin 1963, 1969; Lück 1996b). Lewin hat das Verhalten einer Person zwar ausschließlich als Funktion des Lebensraumes, $V = f(Lr)$ (gleichbedeutend mit der Funktion der Person und der Umwelt, $V = f(P, U)$), aufgefaßt, also ganz aus dem »Hier und Jetzt« zu erklären versucht, dennoch ist es m. E. ein Irrtum, ihm Ahistorizität vorzuwerfen, wie das gelegentlich geschieht. Die Geschichte eines Menschen ist für die Feldtheorie im Prinzip jederzeit einholbar und theoretisch abbildbar, indem sie als eben jene spezifische Gestalt konkretisiert wird, die sein Lebensraum zur Zeit hat, im Vergleich zu all jenen, die er eben nicht hat, jedoch bei einer anderen Vergangenheit, einer anderen Geschichte hätte. (Der Feldtheorie steht eine so gefaßte »Geschichte« jedenfalls zur Verfügung; sie erinnert an den Vorschlag, sich eine systemtheoretische Version von Geschichte als faktischen aktuellen Zustand im Vergleich zu allen potentiellen gegenwärtigen Zuständen eines Systems vorzustellen; vgl. Kap. 1.2.5.)

Zwar finden sich Aussagen Lewins, die isoliert betrachtet einen Vorwurf wie den geschilderten zu provozieren scheinen, z. B. die folgende: »Gegenüber der für die Epoche der aristotelischen Denkweise typischen Ungetrenntheit historischer und systematischer Fragestellung, die sich u. a. im Ansatz vergangener oder aber zukünftiger Fakten als Ursache eines gegenwärtigen Geschehens auswirkt, soll hier in aller Schärfe der Satz vertreten werden, daß weder vergangene, noch zukünftige psychologische Fakten das gegenwärtige Geschehen beeinflussen, sondern lediglich die gegenwärtige Gesamtsituation« (Lewin 1969, S. 55). Sicher-

lich wäre es verfehlt, vergangene oder zukünftige Ereignisse als *Ursache* gegenwärtiger Geschehnisse anzunehmen – aber wohl nicht weniger absurd, menschliche Erfahrungen und Erwartungen als irrelevant für gegenwärtiges menschliches Tun zu betrachten. Die Vergangenheit (wie die Zukunft) *wirkt* – wenn auch nicht kausal. Und andere Stellungnahmen Lewins legen nahe, daß er das durchaus so ähnlich sah: »Ein Individuum sieht nicht nur seine gegenwärtige Situation; es hat bestimmte Erwartungen, Wünsche, Befürchtungen und Tagträume im Hinblick auf seine Zukunft. Seine Ansichten über seine eigene Vergangenheit und über die vergangenen Verhältnisse der physischen und sozialen Welt sind zwar oft unrichtig, konstituieren aber nichtsdestoweniger die ›Realitätsschicht‹ der Vergangenheit in seinem Lebensraum« (Lewin 1963, S. 95 f.).

Weiter möchte ich auf die Feldtheorie nicht eingehen; eine knappe, aber gelungene Charakterisierung, die die wichtigsten Punkte in Erinnerung ruft, findet sich bei Hehlmann (1967, S. 308): Lewin »entwickelt eine *sozialpsychologische Variante der Gestalttheorie*, in der das Individuum mitsamt seinem Umfeld als eigene Wirklichkeit begriffen wird. Die Person stehe mit ihrem Lebensraum in Wechselwirkung. Die Kräfte hier wie dort werden Vektoren genannt: richtungsbestimmte Größen, die sowohl vom Individuum in den Umraum, als auch von diesem zur Person hin wirken. Die Gesamtdynamik vollziehe sich in einem Feld. In diesem seien Personkräfte, Fremdkräfte, Dingkräfte wirksam. Lewin nennt seine Lehre deshalb *Feldtheorie* oder *Vektorenpsychologie*, mit einem ebenfalls der Mathematik entlehnten Ausdruck auch *topologische Psychologie*. Der Lebensraum als Kraftfeld und seine einzelnen Wirkgrößen seien vektoriell beschreibbar: als Bedürfnisse, als Handlungssysteme, als unbewußte Faktoren verschiedener Dimensionen und Bereiche. Änderungen einzelner Vektoren bewirken berechenbare Änderungen des Gesamtfeldes [...]. Verhaltensmöglichkeiten beschreibt er als Regionen, das Durchschreiten solcher Regionen als Lokomotion, die Bedeutung von wahrgenommenen Dingen für das Verhalten als Aufforderungscharakter oder Valenz, hemmende Widerstände als Wand oder Barriere.«

Rekapituliert man die wichtigsten Kernaussagen der damit grob skizzierten gestaltpsychologischen Schule, ist zunächst an die vielzitierte Charakterisierung des Ganzen zu erinnern, nach der dieses *etwas anderes* als die Summe seiner Teile ist, und nicht etwa, wie gelegentlich zu hören, *mehr* als die Summe seiner Teile. Eine solche Formulierung wäre schon deshalb problematisch, weil in den angesprochenen Fällen nicht richtig zu bestimmen ist, was ein Mehr oder Weniger genau sein soll. Eine Melodie ist ja nicht »mehr« als die Summe der beteiligten Noten, sondern etwas anderes, ebenso wie ein wahrgenommenes Gesicht nicht »mehr« als eine von der Seite erblickte Nase und ein durchs Haar halb-

verdecktes Auge ist (also etwa drei Nasen, sieben Augen und überreichlich weitere Gesichtsbestandteile) – sondern etwas anderes, neu Hinzukommendes. Das Ganze gewinnt seine spezifische Qualität aus den Bestandteilen, die in es eingehen und es erst ausmachen – aber nicht etwa additiv oder indem sich die Qualitäten dieser Bestandteile sonstwie miteinander verrechnen lassen. Die eingehenden Bestandteile verleihen dem Ganzen seine Qualität: durch ihre Qualitäten, vor allem aber auch durch ihren Ort im Ganzen und ihre Beziehungen zu den anderen Teilen des Ganzen und zum Ganzen selbst. Die Wahrnehmung dieses Ganzen geschieht in der Regel plötzlich, schlagartig. Köhlers Affen probierten nicht selten lange herum, aber nach dem Moment, in dem sich ihnen die »Lösung« der Aufgabe als Gestalt abzeichnete, gingen sie zielstrebig an die Umsetzung in die Tat. Die Wahrnehmung einer »optischen Täuschung«, in der sich Gestaltgesetze ausdrücken, geschieht nicht Stück für Stück oder Fragment für Fragment, woraufhin die einzelnen Aspekte (sozusagen fehlerhaft) zusammengesetzt und kombiniert werden. Das Ganze ist umgekehrt immer schon den Bestandteilen vorangestellt, das gilt sowohl aktualgenetisch im Falle einer Wahrnehmung als auch ontogenetisch, wenn bestimmte Gegenstände der intellektuellen Betrachtung erst nach und nach beim Heranwachsen aus dem ungegliederten Ganzen segregiert werden (vgl. Hehlmann 1967, S. 303;⁴ vgl. z. B. S. 83, Fußnote 59). Ein letztes Beispiel für die behandelte Plötzlichkeit: Das »Kippbild« einer Rubinschen Vase erlaubt zwei unterschiedliche Wahrnehmungen, je nach der getroffenen Figur-Grund-Unterscheidung. Kennt man beide Varianten, kann man willentlich zwischen ihnen wechseln: Und dabei gehen sie eben nicht allmählich ineinander über, sondern wechseln schlagartig, »kippen« also. Ein letzter Punkt von Bedeutung besteht darin, daß die Gestaltbildung nicht intentional verläuft, ich kann sie nicht forcieren oder unterlassen, nicht willkürlich in sie eingreifen oder sie zu einem bestimmten Resultat hin steuern. Entweder sie ereignet sich, oder sie ereignet sich nicht. Ich habe keinen (oder kaum) willentlichen Einfluß auf »meine« Gestaltbildungsprozesse, sie finden einfach statt. (Auch hier gibt es natürlich Ausnahmen wie die Rubinsche Vase. Allerdings scheint eine Voraussetzung zu sein, daß gleichzeitig zwei ähnliche und ähnlich stark wirkende »Gestaltbildungsangebote« vorliegen, die einander ausschließen. Insofern ich dann sozusagen steuern kann, welche der beiden alternativen Gestalten ich wahrnehmen will, habe ich natürlich [indirekt] Einfluß auf den Gestaltbildungsprozeß [nicht aber, ob überhaupt einer stattfindet oder nicht; ich kann Gestaltbildungsprozesse in meiner Wahr-

4 Dieser Aspekt wurde zugegebenermaßen vor allem in der Leipziger Schule der Gestaltpsychologie thematisiert, auf die ich mich hier weniger beziehe.

nehmung nicht suspendieren].) Diese Hinweise zu einigen zentralen Aussagen der Gestaltpsychologie mögen für unsere Zwecke und den Moment ausreichen.